Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire = Rivista storica svizzera

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Geschichte

Band: 62 (2012)

Heft: 2

Artikel: Der Wert der Wissenschaft

Autor: Plumpe, Werner

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-306523

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Wert der Wissenschaft[1]

Werner Plumpe

Summary

This contribution deals with the latest endeavours in performance measurement in the humanities, especially historical sciences. It takes a critical look at the possibilities and the limitations of such procedures and thereby illustrates the changes in understanding scholarly activities. Against a backdrop of experiences with recent developments in science policy in Germany the article shows to what extent new systems of research evaluation tend to self-legitimization and reproduction. In the case of the humanities and the social sciences this gives rise to an implicit general suspicion of inefficacy, which again ushers in intensive resource and time consuming new control mechanisms. The positive effects of performance measurement are thwarted by a far greater number of unintended effects such as the increasingly strategic attitude in publishing.

Eröffnung

Der Münchener Gräcist Martin Hose eröffnete vor einiger Zeit eine Stellungnahme zur Frage der Forschungsevaluation mit dem dem Pythagoras zugeschriebenen Satz: «Alles ist Zahl».[2] Diese Überzeugung scheint auch zumindest in einem Teil der Öffentlichkeit, insbesondere

1 Dieser Aufsatz beruht auf einem an der Universität Basel am 1. Dezember 2011 gehaltenen Vortrag. Der Vortragsstil wurde für die Publikation beibehalten. Der Text wurde lediglich punktuell erweitert und um einige wenige Verweise ergänzt.

2 Martin Hose, «Glanz und Elend der Zahl», in: *Historisches Forum* 12/2009, S.91 (Schwerpunktheft: Qualitätsmessung, Evaluation, Forschungsrating – Risiken und Chancen für die Geschichtswissenschaft).

Prof. Dr. Werner Plumpe, Grüneburgplatz 1, DE-60629 Frankfurt am Main.
w.plumpe@em.uni-frankfurt.de

aber in der Wissenschaftspolitik verbreitet: Der Wert der Wissenschaft, so die feste Überzeugung, lasse sich quantitativ, in einer Zahl bemessen. Mehr noch, durch ihre quantitative Bewertung werde Wissenschaft, insbesondere die jeweils einzelne Forschung, vergleichbar und auch in ihrem relativen Wert beurteilbar. Auf dieser Basis, so die verbreitete Hoffnung, seien Wissenschaftspolitik und Hochschulleitungen endlich punktgenau handlungsfähig, da man dann wisse, wie es um die Leistungsfähigkeit der Wissenschaft wirklich bestellt sei. Martin Hose fand auch für diese Überzeugung ein eindrucksvolles, dem Oberhausener Fussballlehrer Otto Rehhagel zugeschriebenes Zitat: «Am Ende der Saison stehst du genau auf dem Tabellenplatz, auf den du gehörst.»[3]

Die diese Überzeugung tragenden Hoffnungen, die zu einem nicht unbedeutenden Teil hinter den Hochschulreformen der vergangen Zeit stehen, scheinen zunächst einmal plausibel. Wissenschaft und Forschung sind teuer; die Öffentlichkeit möchte wissen, was sie für ihr Steuergeld bekommt. Angesichts knapper öffentlicher Kassen hat dieser Wunsch – verständlicherweise – in den vergangenen Jahren zugenommen und er wird, hierfür muss man kein Prophet sein, weiter zunehmen. Es ist aber nicht allein die haushälterische Logik, die hier den Taktstock schwingt. Wissenschaft, insbesondere eine effiziente Organisation der Lehre und eine ertragsorientierte Forschung gelten vor allem als wichtige, effizient zu nutzende Ressourcen, namentlich in den Ländern, die ansonsten nicht unbedingt mit Rohstoffen gesegnet sind. Ohne erfolgreiche Wissenschaft drohen ökonomische Einbussen und – vielleicht unmittelbar noch schwerwiegender – Reputationsverluste, die im weltweiten Kampf um gute Ideen und kluge Köpfe nur schwer auszugleichen sind. Wissenschaftspolitik und Hochschulleitungen sind daher nicht nur an möglichst grosser Forschungstransparenz interessiert, sondern andauernd auf der Suche nach Möglichkeiten, in den Prozess wissenschaftlicher Forschung fordernd und fördernd so eingreifen zu können, dass das vorhandene Potential möglichst effizient genutzt wird. All das hat zusätzlich zu den Bemühungen, die Leistungsfähigkeit der Hochschulen zu erhöhen, dazu geführt, dass diese Leistungsfähigkeit nun auch sehr viel genauer dokumentiert werden soll, um beurteilen zu können, ob die entsprechenden Mittel auch sinnvoll verwendet werden. In der Bundesrepublik Deutschland ist parallel zum und in Ergänzung des Exzellenz-Wettbewerbs der Deutschen Forschungsgemeinschaft daher eine regelrechte Evaluationswut entstanden. Sie hat ihr Ziel fast erreicht; es gibt kaum noch wissenschaftliche Einrichtun-

3 Hose, «Glanz und Elend», S.91.

gen, die sich nicht regelmässig einer Evaluationskommission stellen müssen, die danach in umfänglichen Berichten zur Leistungsfähigkeit der jeweils befragten Einrichtung Stellung bezieht. Auf diese Weise ist mittlerweile eine umfangreiche neue Literaturgattung entstanden: der Evaluationsbericht, der bei fast allen öffentlichen Mittelvergabeentscheidungen eine grosse Rolle spielt. Strukturentscheidungen über die Förderbarkeit wissenschaftlicher Einrichtungen und deren Fortführung sind ohne entsprechende Evaluation, die ein möglichst gutes, quantifizierbares Abbild der jeweiligen Eirichtung geben soll, kaum mehr vorstellbar.[4]

Forschungsbewertung

Gegen Forschungsbewertung an sich ist auch zunächst einmal gar nichts einzuwenden, im Gegenteil! Die wissenschaftliche Forschung an den Universitäten in Deutschland war stets Teil und Gegenstand eines Prozesses der öffentlichen und der Selbstkontrolle, vor allem von letzterem. Denn ohne permanente Selbstüberprüfung ist Wissenschaft schlicht unvorstellbar[5] – und ein grosser Teil unserer über Jahrzehnte gewachsenen Infrastruktur von wissenschaftlichen Zeitschriften, Gutachter- und Prüfungsverfahren bis hin zu der ja öffentlich stattfindenden akademischen Lehre verdankt sich nicht zuletzt der wissenschaftlichen Selbstkontrolle, deren wirksamstes Mittel freilich die Art und Weise war und ist, mit der der Zugang zu Wissenschaft und Forschung geregelt wurde. Die heute so umstrittene Habilitation etwa wurde im 19. Jahrhundert nicht zuletzt deshalb zur Voraussetzung eigenständiger Forschung und Lehre, weil man auf diese Weise schlicht die Qualifikationsbarrieren für eine Universitätstätigkeit anheben wollte, nachdem sich die Promotion, die im 19. Jahrhundert an vielen Universitäten recht nachlässig gehandhabt wurde, als nicht hinreichend selektiv erwiesen hatte.[6] Seither ist die Berufung auf eine Professur immer genauer organisiert und derart angelegt worden, dass eine möglichst hohe Qualität der späteren Stelleninhaber gewährleistet ist. Wie **alle** Verfahren, kannte und kennt auch dieses System Schwächen und ist abhängig vom Willen der beteiligten Menschen, es ernsthaft zu handhaben; doch funk-

4 Hierzu Hildegard Matthies, Dagmar Simon (Hg.), *Wissenschaft unter Beobachtung. Effekte und Defekte von Evaluationen*, Wiesbaden 2007 (Leviathan Sonderheft 24/2007).
5 Zur insofern **gepflegten** wissenschaftlichen Semantik vgl. grundlegend Niklas Luhmann, *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, Frankfurt am Main 1992, S.616ff.
6 Den Kontext erläutert Ulrich Rasche, Art. «Privatdozent», in: *Enzyklopädie der Neuzeit*, Bd. 10, Stuttgart 2009, Sp.360–363.

tionierte es insgesamt gut – und auch der Staat konnte über sein Aufsichtsrecht einen tiefen Blick in die Realität der Hochschulen und ihrer Professoren werfen.[7] Auch die Wissenschaftspolitik selbst hatte ihre Mechanismen und fand ihre Wege, die Qualität von Forschung und Lehre zu beeinflussen. Der bisher grösste Expansionsschub des höheren Bildungswesens in Deutschland in den 1960er und 1970er Jahren, als zahlreiche neue Universitäten gegründet wurden, kann hiervon beredtes Zeugnis ablegen. Kurz gesagt: bis zum Ende der 1990er Jahre schien der Wert der Wissenschaft bekannt und Politik und Hochschulen gingen verantwortungsvoll, wenn auch keineswegs immer konfliktfrei mit ihr um.[8]

Die heute so grassierende Forschungsevaluation reagierte und reagiert mithin keineswegs auf einen Mangel an Fremd- und Selbstüberprüfung wissenschaftlicher Leistungsfähigkeit. Sie ist vielmehr die Folge eines veränderten Kontrollanspruchs von Wissenschaftspolitik und Hochschulleitungen, der sehr viel tiefer als bisher in die Hochschulen eingreifen will und dem dazu vor allem eines fehlt: das nötige Handlungswissen. Dieser Steuerungswunsch wird dabei – ironischer- oder zynischerweise als Autonomiegewinn verkauft, der er in Wirklichkeit aber nicht ist. Vielmehr kommt hierin ein veränderter Kontrollanspruch zum Ausdruck, der durch die vermeintliche Hochschulautonomie nur mühsam camoufliert wird.[9] Seit den 1990er Jahren herrscht vor dem Hintergrund einer geänderten Erwartungshaltung in der Hochschulpolitik («Exzellenz in der Globalisierung») und in den Hochschulleitungen («Wo stehen wir eigentlich in diesem Prozess?») das Gefühl vor, über die Wissenschaft und ihre Alltagspraktiken, ihre Kosten und Erträge nicht informiert zu sein. Transparenz fehle, die Wissenschaft stelle sich als Blackbox dar, ihre Vertreter entzögen sich der vernünftigen Kontrolle – und das alles letztlich, um die eigenen Schwächen, Leistungsverweigerungen und Bizarrerien zu kaschieren. Kurz: das deutsche

7 Der Staat griff schon über die Habilitation in die Personalrekrutierung der Universitäten ein; bei den Berufungsverfahren war die staatliche Steuerung schliesslich ganz offensichtlich. Ein exemplarischer Fall war das System Althoff in Preussen; vgl. generell Bernhard vom Brocke, *Wissenschaftsgeschichte und Wissenschaftspolitik im Industriezeitalter: Das «System Althoff» in historischer Perspektive*, Hildesheim 1991.

8 Zur Hochschul- und Wissenschaftspolitik seit den 1960er Jahren gibt es eine grosse Fülle an Literatur, die hier nicht referiert werden kann. Sie dokumentiert die zumeist konflikthaften Reformprozesse seit der Mitte der 1960er Jahre, in denen aber vor allem über Organisationsprobleme, Lehrstrukturen und Studienabschlüsse gestritten wurde. Die Vorstellung, Forschung lasse sich parametrisch und quantitativ klassifizieren, gab es hingegen nicht; vgl. allgemein Olaf Bartz, *Der Wissenschaftsrat. Entwicklungslinien der Wissenschaftspolitik in der Bundesrepublik Deutschland 1957–2007*, Stuttgart 2007.

9 Zum Kontext siehe Peter Uwe Hohendahl, «Das dialogische Prinzip. Zur Kritik neoliberaler Universitätsreform», in: *Merkur* 716, 2009, S.43–51.

Hochschulsystem sei im Kern verrottet, ineffizient und teuer. Diese Kritik kam keineswegs nur aus der unter Haushaltsrestriktionen leidenden Politik, die stets lieber über die Defizite der anderen als über ihre eigenen Zwänge redet. Sie kam auch – und zwar nicht selten an erster Stelle – von Vertretern der Hochschulen, namentlich aus den Hochschulleitungen und der Hochschulrektorenkonferenz, von Menschen also, diese Ironie sei mir gestattet, die ihre Karrieren durchweg einem «verrotteten System» zu verdanken hatten, dass sie nun dadurch zu ändern suchten, dass sie ihren Nachfolgern das Leben schwer machten. Es fiel seinerzeit indes nicht weiter auf, dass die Professoren der Hochschulrektorenkonferenzen ja einen Zustand beklagten, den sie selbst als aktive Professoren herbeigeführt hatten. Denn, unterstellt diese Kritik sei treffend, wären die Verantwortlichen hierfür ja gerade die Professoren gewesen, die in der Berufungswelle der später 1960er und frühen 1970er Jahre häufig sehr jung ins Amt gekommen waren, und sich nun – nachdem die Wissenschaft für sie ihren unmittelbaren Reiz verloren hatte – an deren Reform versuchten. Das wird die universitätshistorische Forschung späterer Jahre herausfinden.[10] Viele derjenigen Professoren jedenfalls, die die Hochschulexpansion der frühen 1970er Jahre in ihre Ämter gespült hatte (zumeist mit einer wissenschaftlichen Biographie, wie sie heute von Doktoranden erwartet wird!), attestierten der Universität in den 1990er Jahre eine schwere Krise und machten sich, da der Politik die Bereitschaft zum weiteren Hochschulausbau fehlte, zu Handlangern und Stichwortgebern jener Strukturreformen, die uns heute so sehr beschäftigen.[11]

Es war aber nicht allein die Langeweile in die Jahre gekommener Wissenschaftsbürokraten, die bei dem Reden von der Krise der Universität Pate stand; es gab auch ganz handfeste Probleme, deren Grossteil sich der chronischen Unterfinanzierung der Universitäten bei ihrer gleichzeitigen kapazitären Überlastung verdankte. Da nun kaum Geld vorhanden war, diese Lage grundsätzlich zu ändern, wurde sie flugs zu einer Art Reformstau der Hochschulen umdefiniert, den es abzubauen gelte, wobei eben jene Professoren, die den vermeintlichen Reformstau zu verantworten hatten, fleissig assistierten. Vor allem boten sich nun

10 Dieser Zusammenhang ist bis heute nicht wirklich thematisiert, obwohl er zumindest aus historischer Sicht grosses Interesse verdient: Wer waren und sind eigentlich die Akteure, die als Angehörige des Wissenschaftssystems zugleich dessen schärfste Kritiker sind? Gehör(t)en sie selbst nicht zum beklagten Zustand? Ist unter Umständen die Hochschulreform selbst Ausdruck der Verrottetheit?

11 Da in diesem Essay vorrangig Fragen der Forschungsbewertung behandelt werden, ist von der Lehre und ihren in der Tat gravierenden Problemen hier nicht die Rede. Sie sind aber deshalb keineswegs ignoriert!

aber Unternehmen und Unternehmensberater als Stichwortgeber und Therapeuten zugleich an. Ihre vermeintlich neutralen Dienstleistungen, mit denen sie den Umbau zahlreicher Unternehmen seit den 1980er Jahren begleitet hatten, könnten doch einerseits helfen, Stärken und Schwächen der Universitäten offenzulegen. Andererseits versprachen sie auch, auf dieser Basis zu einer Neudefinition universitärer Anreizsysteme beizutragen, mit denen sich das Handeln der Universitätsangehörigen, also die Nutzung der vorhandenen Ressourcen, effizienter gestalten lasse.[12] Die Bertelsmann-Stiftung ging dabei vorneweg;[13] aber auch in der Goethe-Universität in Frankfurt am Main wurde kurz nach der Jahrtausend-Wende ein entsprechendes Pro-bono-Projekt der Boston Consulting Group (BCG) durchgeführt.[14] Die Folgen dieser im übrigen europaweiten Entwicklung sind bekannt: Die Studiengänge wurden umgestellt, die Besoldungssysteme durch Absenkung der Festgehälter und Einführung von Zulagensystemen[15] umgestaltet, in der Forschungsförderung der sog. Wettbewerbsgedanke massiv gestützt.[16] All das bestimmt heute den deutschen und europäischen Universitätsalltag. Und damit nicht genug. All das bedarf, nicht zuletzt weil es zu

12 Damit folgte man zugleich gewissen «wissenschaftlichen» Programmatiken, die in den 1990er Jahren modisch wurden und seither unter dem Label «New Public Management» zur sog. Verwaltungsreform insbesondere auch an Universitäten dienen. Dahinter steckt vor allem eine Präferenz für Anreizsteuerung und entsprechend eine Kritik der bisherigen administrativen Strukturen, die als verkrustet und ineffizient hingestellt wurden. Auch der anhaltende Erfolg dieser Mode ist bislang nicht wirklich untersucht und kann hier daher nur konstatiert werden. Ein Blick in den Katalog der Deutschen Nationalbibliothek unter dem Stichwort «New Public Management» kann immerhin als Indiz für das Ausmass dieser Art der Reform gelten.

13 Programmatisch hierfür Detlef Müller-Böling, *Die entfesselte Hochschule*, Gütersloh 2000.

14 Der Verfasser war zum Zeitpunkt dieser Studie der BCG Dekan des Fachbereichs Philosophie und Geschichtswissenschaft der Goethe-Universität Frankfurt am Main und daher unmittelbar Betroffener einer entsprechenden Massnahme zur Verbesserung der Hochschulsituation, die freilich ausging wie das sprichwörtliche Hornberger Schiessen.

15 Jüngst hat das Bundesverfassungsgericht diese Regelung für verfassungswidrig erklärt, da sie der amtsangemessenen Alimentation der Hochschulbeamten widerspreche. Man wird sehen, welche Lösung sich die Hochschulpolitik von Bund und Ländern ausdenken wird, um das Prinzip niedriger Festgehälter und flexibler Leistungszulagen aufrechterhalten zu können. Die Reaktionen auf das Urteil liessen jedenfalls keine Einsicht in die Tücken dieser Art von Leistungsbesoldung erkennen. Zur Problematik derartiger Anreizsysteme vgl. auch Margit Osterloh, Bruno Frey, *Anreize im Wissenschaftssystem. Arbeitspapier*, Zürich 2008.

16 Das bekannteste Beispiel hierfür in der BRD ist der Exzellenzwettbewerb der DFG, für dessen Bewertung es derzeit noch zu früh ist. Es ist freilich an sich schon mehr als fraglich, ob die Grundannahme des Wettbewerbs, im Wissenschaftssystem steckten bislang geheim gehaltene oder unbekannte Exzellenzreserven bzw. die vorhandenen Wissenschaftler hätten, da bisher nicht genug angereizt, mit ihren exzellenten Fähigkeiten hinter dem Berg gehalten, überhaupt plausibel ist. Es spricht wenig dafür!

einer gigantischen Blasenbildung im Bereich der Produktion wissenschaftlicher Texte geführt hat, der permanenten Überprüfung und Kontrolle, da niemand, zumindest niemand mehr, der mit dem Wissenschaftssystem nicht gut vertraut ist, hierüber den Überblick behalten kann.[17] Seither grassiert das Fieber der Evaluation und der Akkreditierung, wie kürzlich eine französische historische Fachzeitschrift schrieb.

Nun sind die Hochschulen reformiert, der Reformstau ist abgebaut, aber, so scheint es, man kann den Menschen dort nicht trauen: Alles muss ständig überprüft und genehmigt werden. Und da die Ministerialbürokratie und die Hochschulleitungen ja keine Fachliteratur lesen können, die sie grossenteils ohnehin nicht verstehen würde, soll die Evaluation zu einfachen, quantifizierbaren Ergebnissen führen, die Politik und Öffentlichkeit verstehen. Quantitaive Rankings und Ratings sind das Mittel der Wahl; Tabellen versteht schliesslich jeder. Die Evaluation, insbesondere das Forschungsrating, ist daher, so kann man es auch sagen, jene Art der Komplexitätsreduktion, mit dem die Hochschulreform auf ihre eigenen Ergebnisse reagiert.

Geht das überhaupt?

Otto Rehhagels Überzeugung von der Aussagekraft der Bundesligatabelle soll endlich auch für die Forschung Realität werden, davon träumte die Bertelsmann-Stiftung schon immer,[18] davon träumt seit einiger Zeit aber auch der Wissenschaftsrat.[19] Und Wissenschaftspolitik und Hochschulrektorenkonferenz stimmen begeistert zu: Alles ist Zahl, oder kann zumindest Zahl werden.[20] Die Unternehmensberater haben

17 Das Phänomen der Blasenbildung in der Wissenschaft, das durch die zahllosen Förder- und Exzellenzprogramme in den vergangenen Jahren dramatisch zugenommen hat, kann hier leider nicht weiter verfolgt werden, obwohl es von grösster Bedeutung ist. Das Wissenschaftssystem blockiert sich mittlerweile selbst, da mehr «Wissen» produziert wird, als überhaupt wahrgenommen werden kann. In diesem Licht sind dann auch die Ratings und Evaluationen vor allem Versuche, selbsterzeugtes Chaos wieder in strukturierte Information zurückzuverwandeln. Zur Überproduktionsblase siehe den luziden Bericht von Jürgen Kaube über die Studie eines amerikanischen Anglisten, Jürgen Kaube, «Wozu denn überhaupt Literatur im Seminar?», in: *FAZ* vom 8. Februar 2012.

18 Sonja Berghoff, «Das CHE-ForschungsRanking in den Geisteswissenschaften», in: *Historische Forschung* 12/2009, S.137–142.

19 Elke Lütkemeier, «Das Forschungsrating des Wissenschaftsrates», in: *Historische Forschung* 12/2009, S.127–136. Zum Kontext im Bereich der historischen Forschung Lutz Raphael, «Probleme und Chancen der Forschungsbewertung im Fach Geschichte», in: *Historische Forschung* 12/2009, S.41–50.

20 In der Rektorenkonferenz und bei den einzelnen Universitätsleitungen gab es keine Skepsis gegenüber den gewünschten Verfahren; im Gegenteil suchten die Hochschulleitungen historische Seminare, die an derartiger Forschungsbewertung selbst nicht

es ja gezeigt: Parametrische Steuerung durch Kennziffern. Nur: Was in der Unternehmensberatung Sinn haben mag, um die Leistungsfähigkeit von Unternehmen gezielt zu verbessern, ist im Bereich der Wissenschaft mehr als fragwürdig. Denn während die Aufwendungen und Erträge eines Unternehmens sich zu Marktpreisen bewerten und damit quantitativ abbilden lassen, hat Wissenschaft keinen Marktpreis, der ansonsten Unvergleichliches miteinander vergleichbar macht.[21] Gäbe es einen Markt für die Wissenschaften in mehr als einem metaphorischen Sinne, wäre das anders. Aber die geistige Leistung eines Wissenschaftlers lässt sich kaum über deren Kosten erfassen. Und selbst wenn es ginge, wäre ja überhaupt nicht klar, ob die Kosten für die geistige Anstrengung eines Biologen mit denen eines Ägyptologen sinnvoll überhaupt vergleichbar sind. Zum Glück ist auch bisher niemand auf die Idee gekommen, Buchpreise und Umsätze für einen Ausweis an Qualität zu halten, auch wenn das CHE der Bertelsmann-Stiftung mit der Bewertung von Büchern nach ihrem Umfang diesem Aberwitz immerhin nahegekommen ist. Da es mithin nutzbare und unbestrittene quantitative Parameter nicht gibt, ja bei einer derart heterogenen Sache wie Forschung und Lehre gar nicht geben kann, mussten, da man Ratings und Rankings unbedingt wollte, Surrogate her: Impact-Faktoren, Peer-Reviews, Zitationsindices, Drittmittelquoten, Notendurchschnitte, Examensfrequenzen, Publikationsintensitäten, öffentliche Sichtbarkeit etc. pp. Die Vielfalt der angebotenen Surrogate und die Vielfalt der Institutionen, die damit Leistungsmessung betreiben wollten und wollen, machten die Sache zwar nicht einfacher, trugen aber zur Vervielfachung der Anstrengungen bei. Evaluiert werden soll um jeden Preis – und das setzt eben die Vergleichbarkeit des zu Evaluierenden voraus. Und wenn das nicht einfach geht, dann muss die Vergleichbarkeit eben mit Gewalt hergestellt werden.[22] Einwände, das sei doch im Kern ein völlig heilloses Unterfangen, bei wissenschaftlichen Leistungen fehle die notwendige Kommensurabilität, werden vom Tisch gewischt und mit der Bemerkung abgefertigt, derartige Wissenschaftsbewertungen seien ohnehin nicht aufzuhalten; da komme es allein darauf an, deren Qualität zu verbessern. Das sagt je-

aktiv beteiligt sein wollten, hierzu zu drängen bzw. gaben Daten, die nicht von den Seminaren gegeben wurden, von sich aus weiter.

21 Hierzu und zum Folgenden vgl. Alfred Kieser, «Unternehmen Wissenschaft? Abschiedsvorlesung vor der Fakultät für Betriebswirtschaftslehre der Universität Mannheim am 21. Mai 2010», teilweise abgedruckt in *FAZ* unter dem Titel: Alfred Kieser, «Die Tonnenideologie der Forschung – Ranking, Rating, Bibliometrie», in: *FAZ* vom 9.6.2010.

22 Zum insofern noch sehr viel robusteren Verfahren in der Ökonomie vgl. Kieser, «Unternehmen Wissenschaft?».

denfalls der Wissenschaftsrat, auch wenn das dazu führt, im Zweifelsfall auch «mit der Axt» zu messen: Was nicht passt, wird passend gemacht.[23]

Vorausgesetzt das geht, kann man damit denn steuern?

Das kann nicht funktionieren, und die bisherigen Erfahrungen mit Ratings und Rankings sprechen eine deutliche Sprache. Die Hinweise jedenfalls häufen sich, dass die bisherigen Rankings und Ratings nichts von dem halten, was sie versprochen hatten. Die «Macher» des Times-Higher-Education-Rankings gaben vor einiger Zeit für das bis dato verwandte Verfahren offen zu, dass die bisherigen Ranglisten das Papier nicht wert waren, auf dem sie gedruckt wurden.[24] Dem CHE laufen die Wissenschaftler weg, und man behilft sich mit Ersatzdaten, die die Hochschulleitungen liefern.[25] Das Rating des Wissenschaftsrates ist trotz des Bemühens um fachspezifische Kriterien bei sehr vielen Historikern auf Skepsis gestossen; der Historikerverband hat schliesslich eine aktive Unterstützung des Ratings abgelehnt.[26] Vor allem aber sind die Ratings in den Fächern Chemie und Soziologie weitgehend wirkungslos verpufft; kaum jemand spricht mehr davon, und auch auf Nachfrage gibt es keine klaren Aussagen zu Wirkungen und Folgen des Ratings und seiner Befunde.[27] Jüngst hat der Mannheimer Betriebswirt Alfred Kieser die in den Wirtschaftswissenschaften üblichen und dort sehr verbreiteten Rankings, Zitationsindices und Peer-Reviews in seiner Ab-

23 In den Debatten, die der Verband der Historiker und Historikerinnen Deutschlands mit Vertretern des Wissenschaftsrates über die Frage des Verbandes führte, ob derartige Messungen denn überhaupt möglich seien, von ihrem Sinn ganz abgesehen, war die Standardantwort, da derartige Verfahren ohnehin kommen würden, seien derartige Fragen letztlich müssig. Es gehe nicht um das Ob, sondern um das Wie; und da sei es allemal besser, der Wissenschaftsrat betreibe eine derartige Forschungsbewertung fachnah, als das Feld privaten oder privat organisierten Einrichtungen zu überlassen.

24 www.spiegel.de/unispiegel/studium/0,1518,699747,00.html. Spiegel-online vom 10. Juni 2010.

25 Simone Lässig, «Stellungnahme des VHD zum CHE-Ranking der deutschen Geschichtswissenschaft», in: *Historische Forschung* 12/2009, S.151f.

26 Werner Plumpe, «Stellungnahme zum Rating des Wissenschaftsrates», in: *Historische Forschung* 12/2009, S.121–126. Simone Lässig, «Stellungname des VHD zum Pilotprojekt des Wissenschaftsrates 'Forschungsrating in den Geisteswissenschaften'», in: *Historische Forschung* 12/2009, S.149f. Ganz ähnlich äusserte sich jüngst der amerikanische Historikerverband zu geplanten Forschungsbewertungen der amerikanischen Geschichtswissenschaft; Jacqueline Jones, «The 'Productivity' Question: Assessing Historians and their Work», in: *Perspectives on History. The Newsmagazine of the AHA*, März 2012.

27 Eine öffentliche Auswertung der bisherigen Ratings gibt es bisher nicht – unter Verweis darauf, dass das Pilotprojekt noch nicht abgeschlossen sei. Daher existiert nur eine Art «evaluation by gossip», die aber daraufhin deutet, dass die bisherigen Ergebnisse mehr oder weniger folgenlos versickert sind.

schiedsvorlesung einer ätzenden Kritik unterzogen.[28] Die verwendeten Verfahren seien nicht nur sinnlos, sondern überdies gefährlich, weil sie jüngere Wissenschaftler in einer geradezu unakademischen Weise zu strategischem Publikationsverhalten zwängen und überdies innovationsfeindlich seien. In der Tat zeigen die bisher genutzten Verfahren zur Leistungsmessung derartig grundlegende Schwächen, dass es ausgeschlossen ist, diese Schwächen liessen sich durch Verfahrensverbesserungen beheben. Ein Blick auf zwei zentrale Probleme der Forschungsbewertung (Homogenität der Forschung, performativer Widerspruch zwischen Aktualität und Substantialität) macht diesen Einwand unmittelbar plausibel. Zunächst produziert – wie gesagt – Forschung keine Güter, die zu ihren Marktpreisen erfasst und über marktpreisbewertete input-output-Schemata kalkuliert werden können. Die Homogenität der Forschung als Grundlage ihrer Vergleichbarkeit muss erst künstlich (im Zweifelsfall eben «mit der Axt») erzeugt werden, aber selbst daraus ergibt sich keine vergleichende Aussage etwa über Arbeiten zur frühmittelalterlichen Kosmologie und zur Rohstoffversorgung der chemischen Industrie im Zweiten Weltkrieg, um zwei Beispiele aus der historischen Forschung heranzuziehen. Was sagt ein quantitativer Vergleich zwischen derartigen Forschungsrichtungen überhaupt aus? Der Wissenschaftsrat hat diese Schwierigkeiten gesehen und sich daher ergänzend zu quantitativen Verfahren für eine intensive Textlektüre durch eine Gruppe von Peers entschieden, deren entsprechende Bewertungen dann aber auch wieder in eine Art Notenschema einmünden. Hier sollen also qualitative Urteile über die Forschung einer Disziplin ebenfalls herangezogen werden, doch verschiebt dieser an sich begrüssenswerte Ansatz nur das Problem. Denn der «Teufel der Unvergleichbarkeit» kehrt als Problem der Gutachterauswahl zurück, und selbst wenn das noch gelöst werden könnte, täte sich eine ganz neue Schwierigkeit auf: das zweite grundsätzliche Problem. Rankings und Ratings leben angesichts des andauernden Kommens und Gehens an den Universitäten und der dynamischen, sich stets verändernden Forschungslandschaft davon, dass sie in regelmässigen, möglichst kurzen Abständen wiederholt werden. Denn schon nach kurzer Zeit sind die Daten u.U. veraltet. Damit geriete aber gerade das anspruchsvolle Rating des Wissenschaftsrates in den genannten performativen Widerspruch von Aktualität und Substantialität. Je aktueller das Rating, um so weniger Zeit bleibt für die Lektüre durch die Peers und um so substanzloser sind die Aussagen. Je substanzhaltiger hingegen das Rating

28 Kieser, «Unternehmen Wissenschaft?».

ist, um so grösser ist der Aufwand, der für es betrieben werden muss, sodass es zwangsläufig nicht wirklich aktuell sein kann.[29]

Eine quantitative Bestimmung des Wertes der Wissenschaft ist mithin nicht möglich. Aber selbst wenn sie aufgrund zentraler Innovationen im Bereich der Evaluatorik und der angewandten Bewertungslehre irgendwann einmal möglich werden sollte, was wäre wirklich gewonnen? Entscheidungen jedenfalls könnte man auf einer derartigen Basis kaum treffen. Denn die messbare Schwäche eines Forschungsbereiches kann ja ganz unterschiedliche Folgehandlungen auslösen: man kann ihn besonders fördern, man kann ihn abwickeln, man kann darauf hoffen, dass neue Forscher die Lage ändern, wenn die alten Professoren gegangen sind. Das ergibt sich nicht aus den Zahlen, sondern bedarf einer bewussten und offenen politischen Entscheidung, die auch als solche kommuniziert werden muss. Es scheint, als schrecke gerade hiervor die Politik zurück, die sich lieber hinter scheinbar objektiven Zahlenfiktionen versteckt, als sich mit ihren Entscheidungen unter Umständen der Kritik auszusetzen. Da steht man dann schon lieber als Sachwalter einer Sache dar, zu der es vermeintlich keine Alternative gibt.

Was sind die Folgen?

Auch wenn es keinen quantitativen Wert der Wissenschaft gibt, löst dennoch seine amtliche Fiktion und das Wissen darum, dass die dort konstruierten und verwendeten Parameter erhebliche Folgen haben können, weitreichende Folgen bei den zunehmend verunsicherten und über materielle Anreizsysteme disziplinierten Hochschulangehörigen aus.[30] Dass kaum noch jemand bereit ist, Ämter in der Selbstverwaltung zu übernehmen, da es hierfür keine Gratifikationen gibt, man aber gleichwohl den Ärger mit der zum Teil übereifrigen Evaluations- und Akkreditierungsbürokratie hat, sei nur am Rande – und mit grossem Bedauern – bemerkt. Dass eine Flucht aus dem normalen Universitätsalltag stattfindet hin zu reputations- und zulagenfreundlichen Forschungen, ist eine weitere Folge, auch wenn die Drittmittelquoten im Grunde über den Wert der Wissenschaft nichts sagen, zeigen sie doch nur, gegen

29 Auf die Frage, in welcher Frequenz denn derartige Ratings durchgeführt werden sollen, welche Mittel und welche intellektuellen Kapazitäten hierfür dann ggf. dauerhaft in Anspruch genommen werden müssen, konnte dem deutschen Historikerverband eine definitive und klare Antwort nicht gegeben werden.

30 Zu den folgenden Bemerkungen gibt es eine Fülle von Hinweisen in der Literatur. Viel davon hat Alfred Kieser zitiert. Hier kommen allerdings vor allem die Erfahrungen zur Sprache, die der Verfasser selbst als Hochschullehrer und Vertreter des deutschen Historikerverbandes gemacht hat. Sie sind daher sicher auch ein wenig impressionistisch.

welche Forschungsvorhaben die eigenen Kollegen keine Einwände haben, um Jürgen Kaube zu zitieren.[31] Die Drittmittelorientierung ist überhaupt, abgesehen davon, dass die Hochschulen sich hierüber finanzieren müssen, von wissenschaftlich eher zweifelhaftem Wert, öffnet sie doch einer Konventionalisierung der Forschung auf erwartbare Ergebnisse hin Tür und Tor. Hochschulangehörige, zumal wenn sie durch Zielvereinbarungen und Gehaltszulagen hierzu angereizt werden, neigen eben auch zu strategischem Verhalten, das sich nicht immer der Vernunft, sondern eben der Gelegenheit verdankt. Der St. Galler Volkswirt Matthias Binswanger erzählte in einer Philippika gegen das Evaluieren unlängst folgende Geschichte: Als Hanoi während der französischen Kolonialzeit unter einer Rattenplage litt, setzte die Kolonialverwaltung Prämien auf jedes abgelieferte Rattenfell aus. Daraufhin begannen die Vietnamesen Ratten zu züchten![32] Das ist zugegeben ein drastisches Beispiel strategischen Verhaltens, aber so weit hergeholt ist es nicht. In der deutschen Geschichtswissenschaft wurde von wenigen Ausnahmen abgesehen der Bologna-Prozess abgelehnt. Man hat sich gleichwohl arrangiert – seither herrscht ein permanenter Kampf unter dem Vorzeichen, dass viele Historiker glauben, letztlich nur durch Tricks und geschickte Formulierungen jene Studienstrukturen an der Evaluation und Akkreditierung vorbei durchzubekommen, von denen sie aus wissenschaftlichen Gründen überzeugt sind. Wenn die Folgen der Neubestimmung des Wertes der Wissenschaft freilich zu strategischem und Vermeidungsverhalten, und zwar verbreitet, führen, dann handelt es sich nicht unbedingt nur um die vermeintlichen Reibungsverluste, die bei jeder grösseren Reform anfallen. Dann kann es sein, dass der Versuch der Neubewertung der Wissenschaft durch letztlich sachfremde Verfahren das System insgesamt beschädigt.[33] Es ist m.E. Aufgabe der Hochschullehrerhaft auch hierauf hinzuweisen. Das an den Hochschulen eingezogene Misstrauen sollte jedenfalls nicht das letzte

31 Vgl. das Protokoll des Gesprächs zwischen Ulrich Herbert und Jürgen Kaube über: «Die Mühen der Ebene: Über Standards, Leistung und Hochschulreform», in: Elisabeth Lack, Christoph Markschies (Hg.), *What the hell is quality? Qualitätsstandards in den Geisteswissenschaften*, Frankfurt am Main 2008, S.37–54.

32 Matthias Binswanger, «Der sinnlose Wettbewerb», in: *Das Magazin* vom 4. September 2010, hier zit. nach dem Text aus dem Web: www.matthias-binswanger.ch (Abruf vom 30.9.2011).

33 Dieser Auffassung ist mit guten Argumenten jedenfalls der Kunsthistoriker Wolfgang Kemp, «Wehe, Behemoth erwacht – harmlose und weniger harmlose Moden in den Geisteswissenschaften», in: Elisabeth Lack, Christoph Markschies (Hg.), *What the hell is quality? Qualitätsstandards in den Geisteswissenschaften*, Frankfurt am Main 2008, S.145–149, der auf S.147 schreibt: «Nicht die Moden, sondern die Mode, Qualität institutionell bestimmen und fördern zu wollen, haben uns die Qualität verdorben.»

Wort sein. Der Wert der Wissenschaft liegt vielmehr in der Einsamkeit und der Freiheit der Forschung, ihrer verantwortlichen Selbstverwaltung begründet.

Schluss

Ich komme zum Schluss noch einmal auf den Gräcisten Martin Hose zurück. Er berichtet auch von einer antiken Überlieferung, nach der der Pythagoreer Hippasos von Metapont das Prinzip der Inkommensurabilität entdeckt habe, womit der Lehrsatz des Pythagoras, alles sei Zahl, widerlegt sei. Die aufgebrachten Pythagoreer hätten ihn daraufhin kurzerhand ertränkt.[34] Damit kann man die gegenwärtige Situation der Debatte um die Forschungsbewertung an den Hochschulen selbstverständlich nicht im Wortsinne vergleichen. Den Kritikern der Ratingverfahren droht kein Ertränken! Unterzugehen droht aber jene Kultur des Vertrauens auf die Leistungsfähigkeit der Forschung, mit der die deutschsprachigen Universitäten über Jahrzehnte gut und erfolgreich gelebt haben, ohne dass eine leistungsfähige Alternative entstünde – im Gegenteil würde eine Lage des Misstrauens und des strategischen Verhaltens wahrscheinlich, die der Wissenschaft nichts nützt, auch wenn sie ihrer Bürokratie ein besseres Gefühl geben mag.

34 Hose, «Glanz und Elend», S.97.